



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Breslau. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in Übersetzungen mitgeteilt. Hier findet der Leser mancherlei, wovon in den letzten Monaten viel geredet worden ist. Besondere Beachtung verdient die kulturgeschichtliche Schilderung der islamischen Gesellschaft und die Statistik des Islams. Endlich wird der politisch Interessierte den „Ausblick“ auf die Zukunft des Islams und der Türkei als bemerkenswerte Äußerung eines Kundigen schätzen. Hier stehen in der Tat eine Reihe wichtiger, wenn auch oft vergeßener Wahrheiten, so über die Wirkung der religiösen Kräfte und ihren Verfall, über die Bedeutung sittlicher Mächte in der nationalen Selbstzucht. Vor allem ist zu bedenken, daß der Islam nicht wieder werden kann, was er war, eine einheitliche, völkerführende und erziehende Macht. Er hat sich in seiner Welt in zahlreiche Gestaltungen aufgelöst, die ihren eignen Weg gehen werden, und er hat jedenfalls nicht die alte disziplinierende Kraft. Hier können nur neue Kräfte und neue Gedanken wirken. Die Auflehnung des Jungtürkentums gegen den Absolutismus, sein Anschluß an Westeuropa deuten daraufhin, daß die nationale Neubelebung des Türkentums nicht mehr dem Orient angehört.

Dr. R. Stübe



Breslau

Von Carl Jentsch

3



ie Breslauer Altstadt wird gleich der der meisten Großstädte von einer Neustadt umschlossen, die nach allen Seiten hin Dörfer freßende Kolonien aussendet und so sich eine allerneueste Stadt angliedert. Die Bürgerhäuser der innern Stadt sind weder so alt wie die von Nürnberg, noch fallen sie durch eine originelle Architektur auf wie die von Lübeck und Danzig oder die wieder ganz anders gearteten der Harzstädte. Originell, allenfalls malerisch, aber nicht schön waren die Holzgalerien zu nennen, deren Geländer zum Wäschetrocknen benutzt wurden, und die Beitel Kiggs spekulative Phantasie in des Böbel Pinkus Herberge erregten. Sie schmückten die Rückseiten der die Ohle begleitenden Häuser und sind bis auf einen pietätvoll konservierten Rest, die Weißgerberohle, verschwunden samt dem Fluß, der die Stadt verpestete und bei Besuchern in übeln Geruch brachte; man hat ihm ein andres Bett angewiesen und sein altes zugehüllt. Schöne Fassaden, Giebel, Portale aus der Renaissancezeit und dem Barock hat es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch viele gegeben. Seitdem mußten sie mehr und mehr solchen Um- und Neubauten Platz machen, wie sie heute das Geschäft erfordert. Was noch übrig ist, nennt dem Fremden der Führer. Die Häuser stehn, wie in allen alten Städten, eng zusammengedrängt und müssen durch Tiefe und Höhe ersetzen, was an der Breite fehlt.

Grenzboten IV 1909

39

Nur die Patrizierhäuser am Ringe und in einigen vornehmen Straßen haben fünf und mehr Fenster Front. Mit ihren meist zwei Höfe umschließenden Seiten- und Hintergebäuden boten sie Raum für den Handel, dessen damaligen Betrieb ich nicht zu beschreiben brauche, weil es Gustav Freytag in „Soll und Haben“ getan hat. Bekanntlich ist es die Firma Molinari, die er unter dem Namen Schröter verherrlicht. Das Haus der Familie auf der Albrechtstraße ist an einen andern Besitzer übergegangen, in dessen Laden, der schön gewölbten alten Verkaufshalle, man Photographien der beiden Höfe bekommt mit den Fenstern der Wohnungen von Sabine, Wohlfart und Zink. Von der großen Wage im Hausflur, an der Herr Big seinen Pinselzepter über Auflader und Hausknechte schwang, und von wo aus er die Damen des Hauses auf ihrem Wäschboden bedrängte, hat man den Wagebalken hängen lassen. Zimmerfluchten im ersten Stock, wie die dem guten Anton Wohlfart imponierende, können den heutigen Anforderungen vornehmer Leute höchstens dann entsprechen, wenn das Haus ein Eckhaus ist, sodaß eine der Langseiten frei liegt. Dieses Vorzugs erfreut sich unter anderm das Haus der Firma Korn, der Eigentümerin der Schlesischen Zeitung, auf der Schweidnitzer Straße. Die (jetzt nicht mehr bewohnte) lange Zimmerreihe ist von den kunst sinnigen Familienhäuptern mit wertvollen Gemälden alter und neuer Meister, Skulpturen, Bronzen, Meisterwerken der Kunstschlerei ausgeschmückt, und ein vornheraus liegender Saal geradezu als Museum eingerichtet worden. Dessen Perle war ein Böcklin: „Poesie und Malerei“, dessen Entstehung der gegenwärtige Leiter der Kornschen Unternehmungen, Dr. Wilhelm Korn, in Nr. 411 der Schlesischen Zeitung erzählt hat. Der vorm Jahre entschlafne Heinrich von Korn hatte als Mitbegründer und Kuratoriumsvorsitzender des Provinzialmuseums der bildenden Künste, dem er viele wertvolle Stücke seiner eignen Sammlung geschenkt hat, Böcklin für die Ausmalung des Treppenhauses gewinnen wollen, was nicht gelang. Er fand einen Ersatz für den gescheiterten Plan darin, daß er das genannte Bild, dessen Entwurf er bei einem Besuche des Meisters in Florenz sah, für sein Privatmuseum vollenden ließ. Nach seinem Tode ist es seinem Willen gemäß ebenfalls dem Provinzialmuseum übergeben worden, das jetzt fünf Böcklins besitzt, nur die Schackgalerie in München und die Berliner Nationalgalerie haben deren mehr aufzuweisen. Das Arrangement auf dem oben genannten Bilde erinnert an das Gemälde Tizians, das unter dem sonderbaren Namen (ein Novellist hat ihn jüngst zu motivieren versucht) Himmlische und irdische Liebe bekannt ist: zwei Frauengestalten zu beiden Seiten eines Springbrunnens in einem Lorbeerhain, der sich vom tiefblauen Himmel abhebt. Das Kornsche Haus ist in höherm Sinne als das Molinari'sche ein historisches Haus. Im Nachruf auf den am 20. März 1907 verstorbenen Dr. Heinrich von Korn liest man: „Im Jahre 1813 gab Friedrich Wilhelm der Dritte die Aufrufe »An mein Volk« und »An mein Kriegsheer« der Schlesischen Zeitung zur ersten Veröffentlichung. Im

Kornschen Hause empfing er am 18. März die ersten Freiwilligen. Hier, in demselben Hause, in dem Saale, wo jetzt die Rotationsmaschinen rollen, teilte der König in Gegenwart des Zaren Alexander dem sechzehnjährigen Prinzen Wilhelm, unserm spätern Heldenkaiser, seine Beförderung zum Premierleutnant mit.“ Den Arbeitern seiner Papierfabrik in Sacrau hat Heinrich von Korn eine reizende, meist aus Zweifamilienhäusern bestehende Gartenstadt geschaffen.

Das mittelalterliche Breslau wird nur durch die Kirchen und das Rathaus repräsentiert, aber was dieser Repräsentation an Zahl fehlt, das wird durch die Größe und Schönheit der Bauwerke reichlich aufgewogen. Es sind, abgesehen von einigen kleinen Anstaltskirchen, drei evangelische und sechs katholische Pfarrkirchen (die Zahl der Pfarreien beider Konfessionen ist bedeutend größer), und die drei evangelischen, zwei der katholischen und der Dom sind Kolossalbauten. Für die Baustile, Bauzeiten und die in diesen Kirchen angehäuften Kunstwerke verweise ich auf den Bädcker und den Führer durch Breslau. Diese Kirchen vorzüglich hat König Vladislaus gemeint, als er (1505) in der Stiftungsurkunde für die von ihm — vergebens — geplante Universität von Breslau schrieb, es übertreffe aedificiorum ac insignium structurarum praestantia cunctas facile Germaniae urbes. Eine Anzahl schlesischer Maler hat ihre Tätigkeit der Darstellung dieser Kirchen gewidmet (Wölffl, Günther, Irmann, Josef Vanger), und eine Sammlung von Reproduktionen einiger ihrer Architektur- und Stadtbilder wird demnächst von Wilh. Gottl. Korn's Verlag in einer kunstvollen Mappe (Preis 20 Mark) herausgegeben werden. Und diese Kirchen sind angefüllt mit Gemälden, Skulpturen und Erzeugnissen des Breslauer Kunsthandwerks, das, besonders in der Goldschmiederei, mit dem Nürnberger konkurrierte. Der letzte Katholikentag hat eine Ausstellung kirchlicher Kunst im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer veranlaßt, von der ein Korrespondent der Frankfurter Zeitung unter anderm berichtet: „Der Breslauer Domschatz verfügt über einzelne Objekte, die an Seltenheit ihresgleichen suchen, und die zu sehen sich sonst wohl nie wieder Gelegenheit bieten wird. Auch der Kunstforschung sind diese Objekte bisher verschlossen gewesen.“ Aus dem Führer ist jedoch zu ersehen, daß sie gegen ein Eintrittsgeld von 1 Mark 50 Pfg., bei wiederholtem Besuch 1 Mark, besichtigt werden können.

Nicht diese Einzelheiten, die außerhalb des Bereichs meiner Interessen und meiner Kompetenz liegen, sind das, was diese Kirchen zu einem Bestandteile meines Seelenschatzes gemacht hat, sondern ihre imposante, malerische und zugleich belehrende Gesamterscheinung. Drei von ihnen sind mir besonders lieb. Die Sandkirche und die Kreuzkirche deswegen, weil in ihnen nicht die „chriwürdige Nacht“ gotischer Dome herrscht, sondern freundliche Helle. Himmelhoch steigen die weißen, schlanken Säulen dieser dreischiffigen Hallenkirchen empor, und durch große, nicht gemalte Fenster fällt das Licht ungechwächt herein, sodaß man die Empfindung hat, jeder Druck sei von der Seele hinweg-

genommen, die nun der architektonischen Einladung, empor zu streben, ungehindert folgen könne. Am stärksten tritt diese Wirkung in der Kreuzkirche ein, die ganz frei steht und sehr hoch gelegen ist: über einer Krypta, der Bartholomäuskirche. In dieser haben vor dem Bombardement von 1806 und 1807 vierhundert Personen Schutz gefunden und sich sogar, mit ihren Betten und sonstigem Hausrat familienweise gesondert, eines bescheidenen Komforts erfreut. Der Dom aber, von dem der Führer mit Recht sagt, er lohne für sich allein einen Besuch Breslaus, ist eine kleine Welt. Das Äußere mit seinen Stilproben aus sechs Jahrhunderten — er ist 1244 begonnen worden, die letzten Anbauten stammen aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — verkörpert die Geschichte einer Gemeinschaft, die durch lange historische Perioden hindurch sich nicht allein erhält und festgegründet bleibt, sondern stetig wächst und sich zeitgemäß umbildet; und das freundliche, bis in alle seine unzähligen Winkel blicksauber gehaltene, um manchen neuen Schmuck bereicherte Innere mit seiner Fülle von Andächtigen offenbart die noch ungeschwächte Lebenskraft dieser Gemeinschaft. Der Dom ist Sonntags ebenso wie alle übrigen katholischen Kirchen Breslaus dicht gefüllt, nicht etwa bloß im Bankraum, sondern auch in den Gängen, und nicht bloß während des Hauptgottesdienstes, sondern auch vor und nach diesem, indem immer eine Schicht von Leuten, die nur einer Messe beiwohnen, die andre ablöst. Und zwar sieht man nicht weniger Männer, Jünglinge und Knaben als Frauen und Mädchen, was bekanntlich nicht bloß religions- und kulturgeschichtliche, sondern auch politische Bedeutung hat. Die Seitenschiffe des Doms setzen sich an beiden Seiten des durch eine Wand von ihnen abgeschlossen, sehr langen Chors als Umgang fort und schließen sich hinten zusammen. In jeder der Kapellen, die die Seiten umsäumen, sieht man Väter knien, die hier ganz ungestört und unbeobachtet mit Gott Zwiegespräche halten, und hinter dem Presbyterium, wie man bei uns lieber sagt (Chöre nennen wir Schlesier die Emporen, besonders die für die Orgel bestimmten) schaut man durch kunstvolle Gitter in drei prunkvolle Kapellen, deren jede für sich eine ansehnliche Kirche ist (Marien-, Elisabeth- und Kurfürstenkapelle). Die Domtürme sind jetzt von einem Gerüst umgeben. Man untersucht sie auf ihren Bauzustand, wird sie dann ausbessern und der Zeit zum Opfer gefallne Ornamente ergänzen. Eine Partei will ihnen die abgebrannten gotischen Spitzhelme wieder aufsetzen. (Mit ihren Turmspitzen haben die Breslauer merkwürdiges Unglück gehabt; der höchste dieser Regel, der von Elisabeth, ist herabgestürzt, die Regel der Magdalenenentürme hat man, einem Sturz vorzubeugen, abgetragen; durch Renaissance- oder Barockkappen wurden sie ersetzt; die Domtürme bekamen schlichte Notdächer.) Ich gehöre zu denen, die meinen, man solle das alte liebe Stadtbild, zu dem die mehr durch Massigkeit als durch Zierlichkeit wirkenden Domtürme gehören, unverändert lassen und sich auf Reparaturen beschränken.

Von gotischen Profanbauten ist nur einer übrig geblieben, der aber das fehlende Mittelgut reichlich aufwiegt. Das Äußere des Rathauses mit seinen Prunkgiebeln, Erfern und Türmchen, seiner Malerei und Steinfiligranarbeit wirkt märchenhaft, und sein schön restaurierter Fürstensaal mit seinen vier meergrienen Kreuzgewölben, deren vergoldete Rippen auf einem Mittelpfeiler ruhen, ist wahrhaft würdig, Königen als Huldigungs- und Festraum zu dienen. Der Schweidnitzer Keller hatte dem Räte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts 2400 Dukaten, bei der damaligen Kaufkraft des Geldes nach heutigem Gelde etwa 100 000 Mark gebracht. Die folgenden schlimmen Zeiten, später dann wohl auch die Konkurrenz moderner Gastwirtschaften minderten den Ertrag dermaßen, daß der Brauer Friebe seinen Sohn August für verrückt erklärt haben soll, als dieser im Jahre 1835 den Keller auf fünfzig Jahre um 400 Taler jährlich pachtete. Nach wenigen Jahren zahlte ihm die Würstelfrau, die sich in einer Nische an der Eingangstreppe niederließ, diese 400 Taler, und bald erlaubten ihm seine Mittel, im Süden der Stadt ein großartiges Vergnügungsetablissement, den Friebeberg, anzulegen. Er schenkte neben dem nach bayerischer Art gebrauten noch das einfache Bier, das später verächtlich Rutscherbier genannt wurde und heute auch schon von den Rutschern verschmäht wird, obwohl es die gesündeste, auch in der Küche verwendbare Sorte von Gerstensaft ist und von sparsamen Hausfrauen noch als solche geschätzt wird. Damals bekam man das Glas um sechs Pfennige (einen halben Silbergroschen), und wenn es nicht voll geschenkt wurde, um vier — einen Vierer mit Schaum bestellte man —, sodaß man um einen Silbergroschen (soviel kostete eine Käseschnitte) und vier Pfennige zu Abend speisen konnte. Heute geht es in diesen ebenfalls renovierten und mit Gemälden geschmückten Kellerräumen so manierlich zu wie in allen öffentlichen Lokalen, damals herrschte ein sans gêne, das heute nicht einmal öffentlich beschrieben werden kann.

In einem westsüdöstlich sich hinziehenden Gürtel von sehr ungleicher Breite umschließen die zwanzig Hektar bedeckenden Promenaden den nördlich von der Oder begrenzten Teil der Altstadt. Das sogenannte Schweidnitzer Tor, das heißt das Südende der von Süd nach Nord laufenden Schweidnitzer Straße, teilt sie in zwei Hälften. Die westliche besteht hauptsächlich aus Alleen, die östliche hat breite Rasenflächen und prachtvolle Teppichbeete. Den Platz, auf dem ehemals das Tor gestanden hat, umrahmen monumentale Bauten. Linkerhand hat der vom Bahnhof kommende das Gouvernement, das Stadttheater und die Dorotheenkirche mit ihrem riesig hohen Dach. Dahinter das königliche Palais, vor dem sich ein Exerzierplatz ausbreitet. In den ersten zwei Dritteln des vorigen Jahrhunderts, wo Schlesien noch ein Hauptwollproduzent war, wurde hier der Wollmarkt abgehalten, der einen Goldstrom in die Kassen der Gutsbesitzer ergoß, von dem diese, frei von Aneuferei, der guten Stadt Breslau und deren Geschäftsleuten vom höchsten

bis zum niedrigsten Range einen reichlichen Niederschlag zurückließen. In den vier Tagen des Frühjahrswollmarkts hatte das Banthaus Eichborn zur Zeit der höchsten Blüte der schlesischen Schafzucht durchschnittlich zwei Millionen Taler auszusahlen. Die schlesischen Landwirte haben durch Lieferung von Zuchtböcken die australische Konkurrenz großgezogen, und da zudem die steigende Intensität der Landwirtschaft die Benutzung unsers teuern Bodens als Schafweide erschwert, hat der Wollmarkt seinen Glanz verloren. Einigermassen ersetzt ihn der Maschinenmarkt, dessen Besucher jedoch zur Betrübnis der Breslauer weit weniger lustig sind als die alten Wollonkel. Rechts wird der Torplatz von den Terrassen und Gruppen des Kaiser Wilhelm-Denkmal und von der Corpus-Christikirche begrenzt. Zwischen beiden beginnt der östliche, der Hauptteil der Promenaden. Um diesen hat sich der 1884 verstorbene Direktor und in mancher Beziehung Schöpfer des Botanischen Gartens, „der alte Göppert“, hoch verdient gemacht. Er hat auch die Promenaden den Unterrichtszwecken der ihm anvertrauten Institute dienstbar gemacht, indem er die Bäume mit ihren deutschen und botanischen Namen etikettieren ließ, und wenn ich nicht irre, ist er der Urheber des glücklichen Gedankens gewesen, öffentliche Anlagen „unter den Schutz des Publikums“ zu stellen. Auf einem der schönsten Promenadenplätze hat man seine Büste aufgestellt (von Schaper. Selbstverständlich besitzt Breslau eine Menge alter und neuer Denkmäler nebst Gedenktafeln an den Geburtshäusern seiner berühmten Kinder). Zwei Anhöhen, die Taschen- und die Ziegelbastion, erinnern an die alten Festungswerke. Jene heißt Liebichshöhe, seitdem sie der Kaufmann Liebich mit einem Aussichtsturm geschmückt hat, der mit den zu ihm hinaufführenden Treppen, den von Säulenhallen umgebenen Terrassen und der einem Atrium ähnlichen Eingangshalle (mit Bassin und Springbrunnen) einen ganz originellen Schmuck der Stadt bildet. Die Ziegelbastion heißt jetzt Holteihöhe, von einer Büste des populärsten aller berühmten Breslauer. Die Aussicht über den von Bergnügungsdampfern belebten Strom (die Lastschiffe umfahren im Norden die Stadt auf dem 1897 vollendeten Großschiffahrtswege), auf den Dom und die Sandinsel habe ich im ersten Bande der Wandlungen beschrieben. Leider ist das Grün, in das beide gebettet daliegen, so üppig geworden, daß es die Rückseite des bischöflichen Palais und der Domherrnkurien vollständig verdeckt. Auch so noch hat man ein ganz unvergleichliches abgerundetes Stadtbild vor Augen. Ich weiß ihm keins an die Seite zu setzen als den Blick auf die Ofener Burg vom Franz-Josephplatz aus; das Budapest Bild ist großartiger, das Breslauer idyllischer.

Die neue Stadt ist gebaut, wie man eben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu bauen pflegte. Unter den vielen Monumental- und Prachtbauten jener Periode ist das Museum der bildenden Künste das schönste. Sein Treppenhaus ist nicht so weiträumig und großartig wie das des Neuen Museums in Berlin, aber mit dem warmen Farbentone seines Stuckmarmors, seinem

Fresken- und Skulpturenschmuck eine Prachthalle, in der man sich behaglich fühlt, sodaß man sich auf ihrem obersten Treppenabsatze gern häuslich niederlassen möchte. Johann Schaller, Otto Vessing und Hermann Prell haben diese Pracht geschaffen. Ob die Gemäldegalerie Stücke enthält, die in Gefahr stehen, von amerikanischen Milliardären fortgeschleppt zu werden, kann ich nicht beurteilen. Ich sehe nur so viel, daß das Kuratorium den Zweck verfolgt hat, den Besuchern einen Überblick über die Entwicklung der neuern deutschen Malerei zu gewähren, und diesen Zweck scheint es mir erreicht zu haben. Ältere Perioden sind hauptsächlich durch einige gute Niederländer vertreten. Das Museum liegt im südlichen Teile der Neustadt. Dort liegen auch die Bahnhöfe; der Hauptbahnhof hat durch einen großartigen, in den letzten Jahren wunderbarerweise ohne jede Störung des Verkehrs durchgeführten Umbau eine zwar nicht durch architektonische Schönheit hervorragende aber ungemein bequem und praktisch eingerichtete Schalter- und Bahnsteighalle bekommen. Nach Süden hat sich die Stadt zuerst ausgedehnt, und die Achse dieser Südvorstadt ist die den Blücherplatz kreuzende Verlängerung der Schweidnitzer Straße, die südlich von der Stadtbahn in die lange, mit Alleen, Anlagen und Vorgärten geschmückte Kaiser Wilhelmstraße übergeht. An diese auf beiden Seiten sich anlehnend und darüber hinauszugreifend wächst der südliche Teil des allerneuesten Breslau ins Land hinein. Der Kaiser Wilhelmplatz, die Hohenzollern-, Höfchen-, Kronprinzenstraße, die Kirichen-, Linden-, Ahorn-, Akazien-, Ebereschen-, Eichen-, Rüsternallee (diese Alleen sind das, was ihr Name besagt) zeigen die Architekturen aller Zeiten und Völker. Ein wunderschöner und unterhaltender Anblick! Statt dessen wollen uns die Stilfanatiker einen Einheitsstil bescheren; ich danke schön für den Tausch! Mitten drin in dieser Architekturausstellung liegt der Südpark. Das Terrain dafür hat der Rittergutsbesitzer Schottländer unter gewissen Bedingungen, um die viel gestritten worden ist, der Stadt geschenkt. Der genannte, durch Militärlieferungen und Bodenspekulation reich gewordene Herr repräsentiert mit dem größten Brauer, dem Kommerzienrat Haase zusammen das jüngste Breslauer Patriziat, während die schon genannten Familien Korn, Molinari und Eichborn im achtzehnten Jahrhundert emporgestiegen sind. In dieser südwestlichen Gegend findet man, wie gesagt, alle Architekturformen von den jonischen Säulen bis zu den im — wie sagt man wohl korrekt? Darmstädter-, Muthesius-, Heimatkunststil? — gebauten Bauernhäusern, das heißt Häusern, wie die Bauern sie früher gehabt haben, jetzt aber nicht mehr mögen. Das eine Verdienst haben diese Häuser ohne Zweifel, daß sie dem Namen Villa, Landhaus, die Wahrheit wiedergeben, die ihm abhanden gekommen war, seitdem man jedes freistehende Kommerzienratpalais so nannte. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, im Nordosten, ist nun plötzlich eine Villenkolonie aus dem Boden emporgeschossen, die ausschließlich aus solchen Einfamilienhäusern besteht. Sie heißt Beerbeutel, nach einem Gute, das mit Süßwinkel zusammen schon im vierzehnten Jahrhundert als Eigentum des Sandstifts

erwähnt wird. Unfre nicht im mindesten weltschmerzlich gestimmten Altvordern ließen eben auch in der Schöpfung der Namen von Orten und Personen ihren gesunden Humor walten, und manchmal nicht bloß diesen, sondern auch einen derben Zynismus. Also, wer Baustile studieren will, der kann das in Breslau ebensogut wie anderswo tun, wenn ihm an ältern Stilen des Monumentalbaus gelegen ist, jedenfalls besser als in Berlin. In Warenhauspalästen ist dieses freilich den Breslauer Gebrüdern Barrasch weit über. Leerbeutel liegt am Scheitniger Park, dem größten der Breslauer öffentlichen Parks (101 Hektar) und auch dem schönsten. Sein Schöpfer ist der Fürst Friedrich von Hohenlohe gewesen, der gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hier einen englischen Garten anlegte und vom Magistrat die Erlaubnis erhielt, den daran stoßenden städtischen Eichenwald durch Promenadenwege dem Publikum zugänglich zu machen. Seit 1815 gehört auch die Hohenlohesche Besitzung der Stadt. Breslauer Patrioten behaupten, ihr englischer Garten sei der erste in Deutschland gewesen; sie hätten also die Bewegung eingeleitet, die den französischen verdrängt hat. Nun, auch dieser kommt ja heute wieder zu Ehren.

Vielleicht veranlaßt diese Plauderei manchen Besucher des Riesengebirges, auch unsrer Provinzialhauptstadt einen Tag zu widmen. Und verwendet er ein paar Tage auf den Ausflug, so kann er auf der Hin- und Rückfahrt noch viele Naturschönheiten kennen lernen, von denen manche, wie der Fürstensteiner Grund und der Zobten, beliebte Sonntagspartien der Breslauer sind. Männer aber, die zu Studienzwecken reisen, werden sich hoffentlich durch diese Zeilen daran erinnern lassen, daß sie Breslau nicht übersehen dürfen. Im Sinne des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs, der den Touristenstrom nach Breslau leiten möchte, schreibe ich nicht. Im Frühsommer dieses Jahres hat man nach dieser Richtung hin große Anstrengungen gemacht. Eine Fest- und Sportwoche wurde veranstaltet mit großartigem Kostümmzug und allerlei sportlichen und sonstigen Volksvergnügen. Der Sport kam jedoch so wenig zur Geltung, daß nur eine Art Münchner Oktoberfest oder Dresdner Vogelwiese, ein Jahrmarkt- und Kirmesrummel daraus wurde. Andre Besucher als schlesische ließen sich nicht sehen, und mit den eignen Provinzlern war man sehr unzufrieden; der Festausch ließ einen argen Magenjammer zurück. Eine Zeitung, die das Unternehmen gefördert hatte, mußte bekennen: „In Breslau selbst haben weder die Inhaber von größern Geschäften noch auch die meisten Gastwirte auch nur den mindesten Vorteil gehabt. Ja, soweit unsre Informationen reichen, haben fast alle hiesigen Geschäfte geringere Einnahmen gehabt als in den entsprechenden Wochen früherer Jahre. Das erscheint auch ganz natürlich. Geld genug wurde schon ausgegeben während der Festwoche, es floß nur in andre Kanäle als die, für die man es gern bestimmt hätte. Ja das Geld wurde dort draußen, auf der Scheitniger Festwiese, mit einer Leichtigkeit ausgegeben, die fast an den süddeutschen [pardon! westdeutschen muß es heißen] Karnevalsleichtsinn erinnerte. [Die Nordostdeutschen sind auch nicht alle das ganze Jahr hindurch

solid; in der Zeit des Mannsschießens, sagte man mir in Liegnitz, könne das Beihamt die Masse der Betten, die hineingetragen würden, kaum fassen.] So sahen den Löwenmenschen an einem Tage 25 000 Personen an; der Rutsch-turm wurde an einem Tage von 17 000 Personen benutzt. Den Betrag, der für solche Belustigungen in dieser Woche ausgegeben wurde, wird man mit einer Viertelmillion eher zu niedrig als zu hoch einschätzen.“ Geschieht euch schon recht, dachte ich, „sei Er kein schellenlauter Tor!“ Mit so was erreicht man keinen Fremdenzufluß von fernher, am wenigsten einen stetigen. Ist eine Stadt, eine Landschaft glückliche Besitzerin eines Reichtums an Natur- oder Kunstschätzen, der einen dicken Bädererband füllt, halten sich alle Naturfreunde und Kunstkenner für verpflichtet, dahin zu pilgern, folgt diesen, von der heutigen Bequemlichkeit und Wohlfeilheit des Reisens verlockt, der Schwarm wohlhabender Frauen aus Eitelkeit, und ziehen deren Männer mit, weil sie es ganz angenehm finden, einmal ausländische Küchen und Keller durchzuprobieren, so darf man ja den Gastwirten und Kellnern, den Droschkentutschern und Fremdenführern und den Fabrikanten von „ausgegrabnen“ Altertümern ihren Gewinn gern gönnen; und wächst der Fremdenstrom ins Riesenhafte, wie in der Schweiz und in Italien, so fällt das für die gesamte Volkswirtschaft und die Staatsfinanzen ins Gewicht. Aber eine gesunde Grundlage gibt vorwiegende Fremdenindustrie weder für die Volkswirtschaft noch für die Charakterbildung ab. Kenner Italiens versichern, daß der Bettel und die gewerksmäßige Übervorteilung der Kunden nur an den Orten florieren, die viel von Touristen besucht werden. Breslau soll zufrieden sein, wenn es — der Zuwachs, den ich ihm oben gewünscht habe, würde nicht viel einbringen — wie bisher bloß von Schlesiern besucht wird, die das Geschäft und das Bildungsbedürfnis hinführt oder der Wunsch, in der Erholungszeit ein paar Tage das Großstadtleben zu genießen und sich aus dem Provinzschlendrian ein wenig aufrütteln zu lassen. Gewiß, Schlesiens Hauptstadt hat ihren frühern Reichtum dem Auslande verdankt, aber es waren nicht ausländische Vergnügungsbummeler, die ihn gebracht, sondern einheimische Handwerker und Großkaufleute, die ihn in produktiver Arbeit geschaffen haben. An solcher fehlt's ja nun auch heute nicht; die Breslauer Gewerbe und Industrien, besonders der Maschinenbau, stehen auf der Höhe der Zeit. Und daß der Breslauer Überlandhandel seine alte Ausdehnung wieder erreiche, wünsche auch ich. Leider stehen diesem erstrebenswerte Ziele gewaltige Hindernisse im Wege.

Mit Begeisterung hat Breslau den großen Preußenkönig begrüßt. „An der furchtbarsten Wende unsers nationalen Schicksals, in der Zeit, da Preußen schon verloren schien, war Schlesien allein der Hort der deutschen Freiheit... Ein halbes Jahrhundert später war es, da drohte dem Vaterlande wieder Gefahr; mit Blut und Eisen sollte die Frage gelöst werden, ob Österreich oder Preußen die vorherrschende Macht in Deutschland sei. Verbittert durch den langen Verfassungskstreit und in Sorge um ihre materiellen Interessen bestürmten

Private und Behörden den König und die Regierung um Abwendung des doch unvermeidlichen Krieges. Um und um drehte man im Westen die Noten der Preussischen Bank im Zweifel, ob man sie in Zahlung nehmen solle. Man hatte dort kein richtiges Vertrauen zum Ausgange des Kampfes und war doch weit vom Schuß. Da waren es die Breslauer Gemeindebehörden, die sich über den parteipolitischen Standpunkt hoch erhoben und in Adressen an den König ihre mutige Begeisterung für Preussens Bestimmung aussprachen. Der damalige Abgeordnete von Breslau, Oberbürgermeister a. D. Ziegler, ein in der Welle gefärbter Fortschrittsmann, fand das Wort, das in ganz Schlesiens freudigen Widerhall weckte: Unser Herz ist allemal da, wo Preussens Fahnen wehen!" Diese Leistungen und Opfer für das deutsche Vaterland und den preussischen Staat sind bis jetzt, oder um nicht ungerecht zu sein, bis vor kurzem, mit nichts als mit Schädigungen und Vernachlässigung belohnt worden. In der Geschichte der Bankfirma Eichborn wurde berichtet, wie Friedrich der Große, natürlich sehr gegen seinen Willen, durch seinen Merkantilismus und durch Sperrung des Absatzes nach Österreich den Breslauer Handel geschädigt hat. Eine andre Reichthumsquelle wurde durch die Teilung Polens verstopft. Einen letzten schweren Schlag erlitt der Breslauer Handel im Jahre 1846, wo Krakau, das der Wiener Kongreß als Freihandelsgebiet übrig gelassen hatte, der österreichischen Monarchie einverleibt wurde. Bis dahin war diese Republik ein so lohnendes Absatzgebiet gewesen, daß eine einzige Breslauer Firma dort einen jährlichen Umsatz von 900 000 Talern erreicht hatte. Und im neuen Reiche haben Schlesiens und Breslaus bitter über Vernachlässigung zu klagen gehabt. Daß es der Hof seit dem Tode Friedrich Wilhelms des Vierten nicht mehr schätzt, ist ja am Ende nur für Herz und Ehre kränkend, aber die Haltung der Regierung berührt sehr empfindlich die Lebensinteressen der Provinz und der Hauptstadt. Vor sieben Jahren hat die Schlesische Zeitung eine Reihe von Zeitartikeln veröffentlicht, die der Kornsche Verlag unter dem Titel „Die schlesische Volksbewegung“ als Flugschrift herausgab. (Die oben mit Anführungszeichen versehenen Sätze sind ihr entnommen. Was die Schlesische Zeitung für Schlesiens und wohl auch für die Entwicklung des gesamten preussischen Preßwesens bedeutet, ist bei Gelegenheit ihrer Hundertfünfzigjahrfeier im 1. Bande des Jahrgangs 1892 der Grenzboten Seite 188 kurz dargelegt worden. Sie ist seit ihrer Gründung bis heute, bei allen Schwankungen in andern Dingen, gut fröhen geblieben. Ich lese sie seit dreiundfünfzig Jahren und schätze sie, nicht wegen ihrer Politik, mit der ich nur hie und da einmal übereinstimme, sondern wegen ihres sonstigen gediegenen Inhalts, dem ich wertvolle Informationen und manche Belehrung verdanke.) In dieser Flugschrift wird Beschwerde darüber geführt, daß Breslau unter Steuerdruck leide, weil die in Schlesiens reich gewordenen Unternehmer nach Berlin übersiedeln und den Steuersäckel der Reichshauptstadt füllen helfen; daß die Bahnverbindungen Breslaus jämmerlich seien, und daß besonders der wichtige Verkehr mit Warschau erschwert werde; daß die

schlesische Schifffahrt durch schlechte Tarife und falsche Sparsamkeit geschädigt werde; daß den Breslauer Beamten und Militärs die Aufnahme in die höchste Servisklasse versagt bleibe, die viel kleinern Städten zuteil werde; daß der Staat das Breslauer Fach- und Fortbildungsschulwesen nicht genügend unterstütze und die als notwendig anerkannte Gründung einer technischen Hochschule verschleppe. (Von andern Seiten vernimmt man auch Klagen über den Lehrkörper der Universität; ein Hauptfach zum Beispiel soll so ungenügend besetzt sein, daß Studenten, die nicht in der Lage sind, eine auswärtige Universität zu besuchen, entweder sehr spät oder gar nicht ans Ziel kommen.) Ein hoher Staatsbeamter, dem die berechtigten Forderungen der Schlesier vorgetragen wurden, habe geantwortet: „Das machen wir wohl im Besten, aber nicht im Osten.“ Nicht im Osten, der das Deutsche Reich „gemacht“ hat! Die von der Firma Korn geleitete Volksbewegung ist nicht ergebnislos verlaufen; einige der geforderten Bahnlinien sind gebaut, der Schifffahrtsweg ist verbessert worden, und im Oktober 1910 soll die (leider unvollständige) Technische Hochschule eröffnet werden; dem schon vollendeten Gebäudekomplex fehlt nur noch der innere Ausbau. Eine Menge Neubauten für Institute, die der moderne Betrieb der Wissenschaften erfordert, bezeugt die Fürsorge für die Universität. Was im einzelnen seit 1902 geschaffen worden ist, und was den Breslauern, den Schlesiern zu wünschen und zu fordern übrig bleibt, das möge den mittel- und westdeutschen Grenzbotenlesern ein Berufener erzählen. Carl Jentsch



Die Sprache in ihrem Naturzusammenhange

Zur Jahrhundertfeier der deutschen Sprachwissenschaft

Von Dr. Ernst Meyer in Wiesbaden



Undert Jahre sind gerade seit der Begründung der modernen klassischen Sprachwissenschaft vergangen. Im Jahre 1808 erschien Friedrich Schlegels Buch über die Sprache und Weisheit der Indier und gab den Anstoß zu Franz Bopps epochemachender Entdeckung von der Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen (1816) und zu Jakob Grimms Erforschung der germanischen Sprachen, vor allem unsrer deutschen Muttersprache. Damit war die historische Sprachwissenschaft eingeleitet, zugleich den Nachfolgern für die Zukunft die Wege gewiesen. Unwillkürlich fragt man, was diese historische Sprachwissenschaft nach Ablauf eines Jahrhunderts geleistet, was sie vor allem an Erkenntnissen zutage gefördert hat, die die Allgemeinheit interessieren. Mit kühnen Hoffnungen war die junge Wissenschaft ins Leben getreten, je mehr man sich jedoch in ihre Probleme vertiefte, um so mehr wich diese siegesgewisse Stimmung der